Zeitschrift: GZ in Kontakt : Gehörlosenzeitung für die deutschsprachige Schweiz
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 85 (1991)
Heft: 13-14

Artikel: BSSV Monatsblattt
Autor: Kormes, Daniel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-924604

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BSSV-Monatsblatt:

Im Monatsblatt vom Juni 1991 schreibt Redaktor Daniel Kormes über die Gehörlosenbewegung und deren Kampf um die Anerkennung der Gebärdensprache.
Wir haben von der Redaktion des Monatsblattes die Erlaubnis erhalten, den sehr sachlichen Artikel abzudrucken.

Editorial (Geleitwort zum Heft)

Besuch bei den Nachbarn

Haben Sie gewusst, dass es in der Schweiz eine Minderheit gibt, deren Sprache an vielen Schulen noch immer verboten ist? Diese Minderheit lebt nicht etwa in irgendeinem Winkel eines Bergkantons, sondern mitten unter uns. Weil sie keine territoriale Grundlage hat, wie die Romands im Westen oder die Tessiner im Süden, soll ihre Sprache auch nicht als fünfte Landessprache in die Bundesverfassung aufgenommen werden. Bundespräsident Cotti äussert sich dazu: «Ich glaube kaum, dass man bei den Gehörlosen von einer besonderen Volksgruppe sprechen kann, verteilen sie sich doch über die ganze Schweiz und auch über die verschiedenen Sprachregionen.» (SGB-Nachrichten, Nr. 19/1991, S. 13)
Meine Sympathie gehört den Gehörlosen und ihrem grossen Anliegen: der Anerkennung ihrer eigenen Sprache, der Gebärdensprache. Zwar ist die Kenntnis der Lautsprache unbestritten eine Voraussetzung für das Funktionieren eines Menschen in der Gesellschaft. Ohne Verwendung der Lautsprache wäre der Briefwechsel zwischen dem Schweizerischen Gehörlosenbund und dem Bundespräsidenten wohl kaum zu einem so spektakulären Ereignis geworden. Aber eine Minderheit braucht ein starkes Selbstbewusstsein, damit sie ihre Anliegen an die Öffentlichkeit tragen kann. Dieses Selbstbewusstsein bezieht die gehörlose Minderheit aus der Gebärdensprache.
Die Gehörlosen sind sozusagen die Nachbarn von uns Schwerhörigen und Spätertaubten. Das Thema dieser Monatsblatt-Ausgabe ist einem Besuch bei Gehörlosen gewidmet.
Sie sind herzlich dazu eingeladen!

Daniel Kormes

Vom Stiefkind zum Kulturstifter

Gehörlose kämpfen um die Anerkennung der Gebärdensprache

Es sieht nur so aus, als ob es laut zu und her ginge. Die zehn Frauen und Männer rund um den grossen Tisch im «Restaurant Du Nord» unterhalten sich lebhaft und offensichtlich angeregt. Aber eben: man kann es sehen, zu hören ist jedoch gar nichts. Während mein Begleiter mich vorstellt, verstummt die Unterhaltung, bzw. alle halten inne und richten ihre Augen erst auf meinen Begleiter, dann auf mich. Ich nicke lächelnd und setze mich. Sogleich kommt wieder Bewegung in die Gruppe, und wieder erstaunt es mich, bei all der animierten Konversation nichts von einem Stimmengewirr zu hören. Es ist, als sässe ich unter einer Glasglocke. Ich sehe die ausgeprägte Mimik bei den Mitteilenden und den aufmerksam Anteilnehmenden. Ich sehe die Gesten und Gebärden. Ich höre nichts, und ich verstehe nichts. Das merken die Plaudernden auch bald (ich muss wohl ein ziemlich dummes Gesicht gemacht haben), denn mein Nachbar wendet sich mir zu und spricht: «Hörend?» Dabei zeigt er mit dem Zeigefinger auf sein Ohr und sieht mich an, als erwarte er ein Ja. Anstatt zu nicken, mache ich ein unentschlossenes Gesicht und zeige auf mein Hörgerät. Ein Schatten des Erkennens huscht über sein Gesicht. Mit beiden Händen deutet er das Heben einer schweren Last an, zeigt dann wieder auf sein Ohr und spricht dabei: «Schwerhörend». Aha! Das also ist die Gebärde für schwerhörend. Denn die Sprache dieser Menschen, die nicht laut reden, weil sie nicht hören, ist die Gebärdensprache.

Hörend:
Die Finger im «Fingerspiel» bewegend, wird die Hand vom Ohr weggezogen.

Hörend:
Die Finger im «Fingerspiel» bewegend, wird die Hand vom Ohr weggezogen.

Zwischen zwei Welten

Aber die Gebärdensprache ist bei den wenigsten Menschen, die mit extrem eingeschränktem Hörvermögen zur Welt kommen, die Erstsprache. Die meisten von ihnen werden zuerst in der uns gewohnten Lautsprache erzogen. So z. B. Thomas Schindler. Der gutaussehende junge Mann moderiert die Sendung «Sehen statt hören» der Gehörlosen am Fernsehen DRS. Er selbst sei nicht mit anderen Gehörlosen zur Schule gegangen. Er habe sich stets bemüht, in der Welt der Hörenden zurechtzukommen. Seine ersten Begegnungen mit gehörlosen Schicksalsgenossen seien schmerzlich gewesen. Es sei ihm bewusst geworden, dass er doch nicht zu den Hörenden gehöre. Da er aber auch noch keine Kenntnis der Gebärdensprache gehabt habe, sei es für ihn doppelt schwer gewesen. Auch habe er sich schwer getan mit dem Erlernen der Gebärdensprache. Eigentlich könne er keine Sprache richtig: weder die Lautsprache noch die Gebärdensprache. In Untersuchungen zur Gebärdensprache gelangt die Basler Forscherin Penny Boyes Braem zu Ergebnissen, die mit der Aussage von Schindler übereinstimmen. Personen, die erst als Jugendliche oder Erwachsene mit der Gebärdensprache in Berührung kommen, lernen deren grammatikalische Feinheiten nicht mehr. «Je später man die Gebärdensprache lernt, desto weniger beherrscht man die räumlichen und mimischen Strukturen», sagt die Psycholinguistin Boyes Braem in einem Gespräch mit der «Weltwoche» (17. Januar 1991; siehe auch Kasten).

Gehörlos:
Zeigefinger beschreibt einen Bogen vom Ohr zum Kinn.

Gehörlos:
Zeigefinger beschreibt einen Bogen vom Ohr zum Kinn.

In der Runde im «Restaurant Du Nord» wird diskutiert, ob man noch etwas unternehmen wolle. Jemand schlägt vor, ins Kino zu gehen. Und sogleich erzählt Rolf von ei-

Gehörlose sind nur unter Nicht-Gehörlosen behindert

«Das natürliche Sprachmedium gehörloser Kinder ist die Gebärde. Gebärdensprache lernen sie spontan von ihren Kameraden in den Pausen und in der Freizeit.»
«Die Lehrer nehmen sich meist gar nicht die Mühe, eine der gebärdensprachlichen Techniken zu lernen, und sie raten auch den Eltern ab, dies zu tun; das Kind müsse sich in gesprochener Sprache zurechtfinden.»
«Der pädagogische Entscheid für die orale Methode bedeutet konkret, dass ein grosser Teil des Unterrichts dafür aufgewendet wird, Kommunikation überhaupt erst herzustellen.»
«Ablesen ermüdet sehr rasch, es erfordert höchste Konzentration, wer wegschaut, verliert den Faden. Und selbst jemand, der sehr geschickt ist darin, bekommt nur etwa 40 Prozent des Gesagten mit.»
«Das strenge Sprech- und Hörtraining geht auf Kosten der Wissensvermittlung und führt zum kläglichen Erfolg, dass die Kinder die Schule mit einem Sprachniveau von Viertklässlern und einem Wortschatz von etwa 20 bis 25 Prozent verlassen.»
«Die grosse Verständigungsbarriere für Gehörlose in der Welt der Hörenden ist jedoch nicht so sehr der Wortschatz als vielmehr die Grammatik. Der lineare Satzaufbau ist prälingual Ertaubten zutiefst fremd, ihre eigene, visuell-gestische Sprache ist räumlich und parallel organisiert.»
«Es fehlt vielen Gehörlosen an gängigem, grundlegendem Wissen über die Welt. Sich am Arbeitsplatz über Sachfragen verständigen, mag zwar gelingen. Aber noch immer sind sie ausgeschlossen von allem, was auf Gefühlsebene läuft zwischen und mit Hörenden.»

(«Weltwoche», 17. Jan. 1991)

nem Film, den er neulich gesehen habe. Rolf ist als Kind gehörloser Eltern mit der Gebärdensprache aufgewachsen. Er bezeichnet sie stolz als seine Muttersprache. Der Erzähler ist gut, ausserordentlich gut sogar, denn aller Augen hängen wie gebannt an seiner lebhaften Mimik und seinen malenden Händen. Und sogar ich errate, um welchen Film es sich handelt, denn aus der Mimik von Rolf erkenne ich unschwer die Hauptdarsteller des Kinostreifens. Was aussieht wie eine Pantomime, ist eine sehr effiziente, den Lautsprachen an Komplexität und Abstraktionsvermögen keineswegs nachstehende Sprache; sie enthält sämtliche wichtigen grammatikalischen Universalien. Neuere Forschungen zeigen, dass Kinder, die die Gebärdensprache von ihren gehörlosen Eltern als Erstsprache lernen, analytisch vorgehen, genau wie hörende Kinder auch. Das heisst, sie imitieren nicht bloss, sondern suchen Gesetzmässigkeiten, bilden Hypothesen über den Gebrauch der Zeichen und überprüfen sie.

Ein gut eidgenössischer Kompromiss?

An der Frohalpstrasse in Zürich-Wollishofen steht seit 150 Jahren ein imposanter Bau, der in den letzten Jahren eine umfassende Renovation erfahren hat. Die verblichene graue Fassade hat einen fröhlich gelben Anstrich bekommen. Aber nicht nur äusserlich hat sich die Kantonale Gehörlosenschule gewandelt. Auch die Gesinnung der Menschen, die in der einstmaligen Blinden- und Taubstummenanstalt arbeiten, ist den gehörlosen Schülern, dem gehörlosen Menschen gegenüber freundlicher geworden. Denn während an anderen vergleichbaren Institutionen in der Schweiz im Schulunterricht striktes Gebärden-Verbot herrscht und also nur die Lautsprache gelehrt wird, hat man an der Zürcher Gehörlosenschule ein neues Modell eingeführt. In der Schule (und auch im Internat) soll sowohl lautsprachlich wie mit Gebärden gesprochen werden dürfen. Und zwar beides gleichzeitig. Das ehrgeizige Projekt dieser Schule heisst lautsprachbegleitende Gebärdensprache (LBG). Der wesentliche Unterschied zur reinen Gebärdensprache besteht darin, dass die lautsprachbegleitende Gebärdensprache der Grammatik unserer Lautsprache folgt. Dieser Unterschied macht sich auch bei den Teilnehmern an unserer Gesprächsrunde bemerkbar. Rolf z. B. gebärdet die reine Gebärdensprache, während einige die neuen Gebärden aus dem LBG-Projekt verwenden. Es wird an diesem Tisch also eigentlich in zwei grundverschiedenen Sprachen gesprochen. Die Verständigung zwischen diesen beiden Sprachgruppierungen klappt gut, wie es den Anschein hat. Während die lautsprachbegleitend Gebärdenden für sich in Anspruch nehmen, besser mit den Hörenden kommunizieren zu können, vertreten die rein Gebärdenden wie Rolf den Standpunkt, die eigentliche Gebärdensprache sei die Sprache der Gehörlosen. Das lautsprachbegleitende Gebärden sei ein halbherziger Kompromiss.

Fünfte Landessprache

Forschungsprojekte zur Gebärdensprache und deren Ergebnisse haben in den letzten Jahren der Gehörlosenbewegung auch in der Schweiz enormen Auftrieb verschafft. Während der Schweizerische Gehörlosenbund (SGB) noch 1985 in seinen «10 Thesen zur Lautsprache und Gebärde» festhielt: «Die Gebärde allein als Unterrichtsmethode ohne Bezug zur Lautsprache ist abzulehnen», fordert die jüngere Generation unter den Gehörlosen und mit ihnen die neue Leitung des Gehörlosenbundes mit Brief an Bundesrat Cotti die Anerkennung der Gebärdensprache als 5. Landessprache. Das fehlende Gehör wird nicht mehr als medizinisches und pädagogisches Problem angenommen, wie es Generationen von Ärzten und

Schwerhörig: zusammengesetzte Gebärde. «Schwer» – wie wenn man eine Last heben würde. «Hörend» – Zeigefinger vom Ohr wegbewegen.

Schwerhörig: Zusammengesetzte Gebärde. «Schwer-»: wie wenn man eine Last heben würde; «-hörig»: Zeigefinger vom Ohr wegbewegen.

Gehörlosenpädagogen suggeriert haben, sondern als kulturelles und politisches Problem verstanden. Aus dieser Überzeugung kämpft die selbstbewusste jüngere Generation der Gehörlosen für eine gesetzliche Verankerung ihrer Sprache, wie sie etwa Kanada und die skandinavischen Länder bereits kennen.

Daniel Kormes

Jahresversammlung der evang. Gehörlosenpfarrer in Elm/GL

Elm: Was wusste ich schon von diesem malerischen Hauptort im glarnerischen Sernftal? Mineralwasser und Vreni Schneider, nicht viel mehr. Nun, am 9. und 10. Juni gab es Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft: Etwas plump steht das Betriebsgebäude der «Elmer Citro» am Dorfrand; und von der Strasse aus kann man auf dem Fensterbrett von Vreni Schneiders Wohnstube viele riesige Pokale der Ski-Weltmeisterin bewundern. Doch dazu waren wir ja nicht gekommen.

Gehörlosen-Gottesdienst in der Kirche

Gefüllt fast bis auf den letzten Platz war der feierliche Raum. Unter der Leitung von Frau Pfr. Marianne Birnstil und Pfr. Walter Spengler erlebten wir eine gehaltvolle Stunde der Besinnung. Von David war die Rede, von seinem Psalm 141,8: «Auf Dich, mein Gott, sehen meine Augen!» Staunen über Leben und Natur – Ja-Sagen zur göttlichen Wahrheit – Aufmerksam sein für Gottes Wege und Weisung – Mit Gott sprechen in Gebet und Stille: Das wurde uns mit Wort und Gebärde, mit Bild und Schrift nahegebracht. – In der anschliessenden Gesprächsrunde gab es alte und neue Beziehungen zwischen Gemeindegliedern und Seelsorgern über alle Kantonsgrenzen hinaus.

Berghaus «Tristel»

Der Aufstieg durch frühsommerliche Blumenmatten stimmte erwartungsvoll. Und wir wurden wahrlich nicht enttäuscht. Herzlich war der Willkommensgruss: Frau Heidi Stähelin und Hüttenchef Jakob Niederer waren für Speis und Trank besorgt; Präsident Edwin Zollinger und sein Vize Walter Niederer orientierten über Werden und Wachsen des Berghauses. Planung, Finanzierung, verschiedene Ausbau-Schritte liegen ausschliesslich bei den Gehörlosen. Das Resultat darf sich sehen lassen: Innenräume, sanitäre Installationen, die grosse und solide Terrasse... dem Tristel-Verein ist in jeder Hinsicht zu gratulieren und gedeihliche Zukunft zu wünschen!

Begegnung und Gespräch tun not!

Weit weg ist Genf von Chur und Aarau, St. Gallen von Lausanne und Basel; ganz verschieden stellen sich die Aufgaben für die 6 hauptamtlich und die 6 nebenamtlich Tätigen; recht unterschiedlich die Arbeit in der deutschen und der welschen Schweiz; immer wieder anders auch die Ordnung in den vielen kantonalen Landeskirchen; vielgestaltig sind schliesslich auch Zusammensetzung, Erwartung und Ansprüche der Gehörlosen-Gemeinden! – Darum ist intensiver Austausch von Erfahrungen und Meinungen nötig. Das wurde denn auch lebhaft benützt. Das Hotel «Sardona» bot dazu einen gediegenen äusseren Rahmen. Auch konnten wir über unsere eigene Arbeit hinausblicken: Pasteur Jean-Pierre Menu orientierte über die Schweizerische ökumenische Arbeitsgemeinschaft und Frau Pfr. Marianne Birnstil über den internationalen Arbeitskreis für Gehörlosen-Seelsorger. – Wertvoll ergänzt wurde unser Meinungsaustausch durch die beiden Gäste: Schwester Christine, Gehörlosen-Seelsorgerin aus Magdeburg (ehemalige DDR), und alt Direktor Gottfried Ringli, der uns seit Jahren die Treue hält. – Walter Spengler hat als «Hausherr» unsere Tagung kompetent organisiert und überlegen-verständnisvoll geleitet... Herzlichen Dank! Freuen wir uns also schon auf die nächste Zusammenkunft in Genf!

«Auf Dich, mein Gott, sehen meine Augen» – an dieses Textwort unseres Gottesdienstes erinnern mich in Zukunft zwei Ereignisse in diesem schönen Dorf: Eine Tafel an der Kirchenmauer berichtet, wie am 11. September 1881 zehn Millionen Kubikmeter Felsmasse vom Tschingelberg hinunterstürzten und 114 Menschenleben auslöschten. – Und mitten in der Felswand hoch über der Kirche sieht man das berühmte Martinsloch: Zweimal im Jahr, im Frühling und Herbst, leuchtet die Sonne genau durch diese Öffnung hindurch und erhellt mit ihren Strahlen den Kirchturm. – Tod und Verderben, Licht und Leben: beides Mahnung und Predigt an uns:

«Auf Dich, mein Gott, sehen meine Augen!»

Willi Pfister
Pfarrer im Ruhestand